

zerknittert.« Was werden sie sagen, wenn sie ihn schlecht gekleidet sehen? Dass sie ihn nicht genug liebt.

Die Bootsführerin lässt die Motoren an, die Hände, die zum Abschied winken, werden immer kleiner, wir entfernen uns von der Musik der Buden, und in der Luft liegt nur das Geräusch des Bootes.

Vom Wasser aus sehe ich, was Quibdó aufrechterhält: die Geschichte der Geplagten des Flusses, diese Spuren, die das Wasser auf der Erde und am Anleger hinterlässt. Frauen an den Fenstern, Zuschauerinnen, die bereits den Gehweg gefegt haben, ihren Männern das Frühstück bereitet und einfach nur Ausschau halten. Die Glücklichen. Frauen, die am Rand des Flusses wohnen, in Häusern mit großen Innenhöfen, mit Bougainvilleas, die von den Dächern hängen, Kindern, die in den Küchen weinen. Sie hüten den Fluss, ich glaube, sie beten ihn an. Umrisse von riesigen Unterhosen weiter hinten in den Höfen und der Innenhof des Pfarrhauses, wo die gesegneten weißen Umhänge lagern, in denen die Predigt des Tages gehalten wird.

Die Füße der Bootsführerin: zwei geschwollene Stämme, mit Narben von Moskitostichen und orangefarbenen Zehennägeln, die sich an den drei Haltern ihrer Sandalen festklammern. Man würde sie an der Farbe ihrer Nägel wiedererkennen. Erlitten wir Schiffbruch, würde man sie anhand ihrer Zehennägel finden: »Schaut mal her«, würden sie sagen, »das ist die Bootsführerin.« Ich ziehe meine Füße zurück, lege meine Tasche über sie. Die Scham überkommt mich wie Fieber mitten in der Nacht. Ich habe nie gelernt, in Flipflops zu laufen. Die stattliche Frau überprüft die Motoren, die Dichte der Wolken und die Taschen ihrer Schürze, wo sie sicherlich Geld und Essen aufbewahrt.

Der Junge schläft kurz nach der Abfahrt ein. Nebenwirkung der Tablette gegen die Übelkeit und des Wiegens des Flusses. Er schwitzt im Schlaf. Ich fächere ihm zu, wische ihm mit einem Tuch

über die Stirn und streiche mit dem kleinen Finger über seine Augenbrauen. Weder schlucke ich, noch zucke ich mit der Wimper, meine Bewegung ist eine innerliche. Eine Träne rinnt aus meinem rechten Auge und fließt direkt auf die Wange des Jungen. Sie rollt bis zu seinem Mund, befeuchtet seine Lippen und verschwindet.

»Der Junge hat Ihre Träne geschluckt«, sagt die Frau, die an meiner Seite fährt, Carmen Emilia.

»Ja, ich konnte ihm nie die Brust geben«, antworte ich.

Carmen Emilia lässt sich nichts anmerken, sie schaut zum Himmel mit seinen dichten Regenwolken. Vielleicht murmelt sie den Namen irgendeines Heiligen, den sie in ihrer Tasche bei sich trägt. Klammert sich an ihn wie an ein Gebet. Die Blumen auf ihrem Rock sind verwaschen, die weiße Bluse, von der sie noch ein paar saubere dabei hat, lässt einen BH erkennen, cremefarben wie meine Haut. Die Frau schwitzt, sie ist schwarz wie mein Kind. Mit Brüsten, die eine ganze Schule nähren könnten. Ich bin mit Frauen wie ihr aufgewachsen, solchen, denen der Wind nicht das Haar zerzaust, wenn sie sich über den Fluss beugen.

Es regnet. Die Wolken rebellieren gegen die Sonne und regnen auf uns hernieder. Es ist kein Platzregen, der einen durchnässt, unangenehm und stechend. Es friert einen auch nicht. Ein milder Regen, wie die Schweißstropfen des Jungen. Ich flüstere ihm zu, dass ich den Platz wechseln muss, damit er nicht nass wird, aber er hält sich wieder an meinem Kleid fest. Er liegt auf meinen Beinen und ist in jenem Alter, wo sie zu groß sind, um getragen zu werden, und zu klein, um einen eigenen Sitz zu bekommen. Oder vielleicht halte ich ihn für kleiner, als er ist. Aus meiner Tasche hole ich eine durchsichtige Plastikplane und decke sie über ihn.

Die Bootsführerin drosselt die Geschwindigkeit, und die Passagiere, die auch nicht unter dem Dach sitzen, öffnen ihre schwarzen, roten, dunkelvioletten Regenschirme. Große, einfache Schirme. Ich habe keinen Schirm dabei, aber der Junge ist geschützt. Carmen Emilia will

helfen, hält die Hälfte ihres Schirms über mich. Regenwasser fällt auf meine Haare, auf die Schultern, auf das weiße Kleid mit den blauen Streifen. Ich danke vielmals und sage ihr, dass ich den Regen mag, dass er mich durchweichen wird, als wäre ich in Anziehsachen geschwommen. Sie lacht und zeigt dabei all ihre Zähne, so weiß wie die meines Jungen. Sie gibt nach. Macht den Schirm zu und sagt, dass sie mir Gesellschaft leisten werde im Regen.

Der Wind bläst die Wolken in den Dschungel, der Regen hat aufgehört. Ich sehe keine Häuser mehr, die Bäume wechseln sich ab, grüne Flecken, die den Fluss begrenzen. Der Junge dreht sich um, schaut mich aus seinen dunklen Augen an. Ich sehe seine Nase durch die Plane – flach, rund, klein –, er seufzt und flüstert:

»Sind wir gleich da?«

»Nein, wir sind gerade erst losgefahren.«

Carmen Emilia hat die Augen zu. Ich weiß nicht, ob sie betet oder schläft. Kann ein Erwachsener bei diesem Lärm schlafen? Wind, abgeschnittene Worte, Wasser gegen Holz und die Bootsführerin singt lauthals ein Lied – unsauber, mit geschlossenen Augen – irgend so eine Cumbia-Schnulze über gehörnte Ehemänner.

Ich nehme die Plane von dem Jungen ab, falte sie in der Mitte zusammen und breite sie vor unserem Platz aus. Vom wolkenlosen Himmel scheint die Sonne auf uns nieder, trocknet unsere Kleidung. Der Geruch der Weste verbindet sich mit dem meines Körpers: Ich rieche nach nassem Hund und der Junge auch. Ihm ist es egal, er schaut konzentriert auf Carmen Emilia. Er bewegt die Hände vor ihrem Gesicht, um zu prüfen, ob sie schläft oder nur so tut, so wie er es macht, wenn wir Besuch bekommen. Die Frau wird nicht einmal misstrauisch.

Der Fluss schläft, wir navigieren auf einem Tiger, der mich jeden Moment vollständig verschlucken kann, mich und meinen Jungen. Wie oft habe ich als Mädchen diesen Fluss auf meinen Bildern

gemalt? Bis zur Ermüdung habe ich wiederholt, dass er einer der gefährlichsten der Welt ist. Wie stolz ich mich durch ihn fühlte. Tief, bedeutend, gefährlich. Jede Regenzeit an der Quelle oder im Dorf ließ ihn in die Küchen fließen, die Schule überschwemmen. Es verging nicht eine Woche, in der nicht ein Mädchen mit nassen Schuhen in die Klasse kam. Die Nonnen bemerkten es und befahlen uns, die Schuhe auszuziehen und sie ihnen auszuhändigen. Sie stellten sie hinter die Kühltruhen in der Cafeteria, wo sie die Getränkeflaschen aufbewahrten. Wenn wir nach Hause kamen, schimpften uns die Mütter wegen unserer schmutzigen Strümpfe aus.

Der Junge schläft ein und Carmen Emilia wacht auf. Sie öffnet den Mund wie eine Bärin, streckt die Hände aus, kämmt sich. Sie holt eine Banane aus ihrer Tasche und bietet mir eine zweite an.

»Wie alt ist er?«

»Wie bitte?«, frage ich.

»Der Junge natürlich. Schläfst du oder was?«, antwortet sie kauend.

Ich mag den Geschmack von überreifem Obst. Mit den dunklen Flecken, Runzeln, Druckstellen, Löchern von Maden. Eine glatte Frucht schmeckt nie so gut wie eine, die den Lauf der Zeit erlitten hat. Carmen Emilia sagt zu mir, dass ich ihr, da wir ja schon vertraut miteinander seien, von dem Jungen erzählen solle. Die Leute fragen immer nach Dingen, damit sie eine Ausrede haben, um selbst ihre Geschichten zu erzählen, die sie sich über die Jahre zurechtgelegt haben. Ich seufze, strecke die Beine aus und antworte auf die Frage hinter der Aufforderung.

»Seit der Junge da ist, habe ich mehr Nächte neben seinem Bett verbracht als in meinem, habe seine Atmung überwacht, der warme Welpenhauch, wie er durch seine kleine Nase ein- und ausströmte, war mir Grund genug, arbeiten zu gehen und ihm alles zu geben, worum er mich bitten würde. Alles, was ich aus seinen schwarzen Augen erraten würde. Eines Morgens, nachdem ich schlecht geschlafen hatte neben seinem Bett, weckte mich sein Weinen.

Warum bin ich schwarz und du weiß?, fragte er mich. Er war vier Jahre alt und ich war auf diese Frage nicht vorbereitet. Wenn er in mir herangewachsen wäre, wenn ich ihn geboren hätte, wäre es nicht weniger schwierig gewesen, darauf zu antworten. Vielleicht hätte ich ihm gesagt, dass es auf der Welt Menschen in vielen Farben gebe, und dass, wenn man sie mische, neue Farben entstünden. Dass sein Papa schwarz sei und ich weiß, dass er das Beste von uns herausgeholt habe: die Haut von Papa, die Augen und den Gang von Mama. Aber er hat keinen Papa und wurde auch nicht von mir geboren.«

Carmen Emilias Blick weicht nicht von mir, sie kann gut zuhören. Sie nimmt mir die Bananenschale aus den Händen und wirft sie fort. Ich weiß nicht, ob sie mir glaubt. Sie schaut zu dem Fluss, kaffeebraun wie sie, wie das Holz des Bootes, wie der Junge. Nach einem kurzen Schweigen fahre ich fort:

»Was macht jemand, der ohne Mutter aufwächst? Behütet ihn der Wind, eine Lehrerin, die Frau aus dem Laden an der Ecke? Wer bringt ihm bei zu beten, sich zu fürchten, es sein zu lassen mit dem Glauben? Wer sagt ihm: Junge, das macht man nicht! Wer schneidet ihm die Flügel ab und wer näht sie ihm wieder dran? Wer stellt ihn mit den Füßen auf den Boden? Keine zu haben ist manchmal das Gleiche wie eine zu haben. Eine Mutter ist etwas Schmerzliches. Sie ist Wunde und Narbe. Für einen Jungen ist eine Mama diejenige, die fragt, ob er Milch oder Kakao möchte, die ihn ausschimpft, wenn er barfuß durch das Haus läuft, die die Suppe zuerst probiert, sich die Zunge verbrennt und wartet, bis sie ein bisschen abkühlt. Eine Mama ist die, die da ist.

An jenem Tag schickte ich ihn nicht in die Schule.

Im Hof des Hauses, neben dem Zitronenbaum, stellte ich den Holztisch hin, an dem ich damals arbeitete. Ich holte Buntstifte, Blätter und setzte den Jungen mir gegenüber. Bevor ich ihm die Wahrheit sagte, bat ich ihn, Linien in allen Farben zu malen. Er nahm